

## Vorwort der Herausgeber

Mit diesem Band legen die Herausgeber der Reihe „Beiträge zur Iranistik“ eine Untersuchung vor, deren Ungewöhnlichkeit der Erläuterung bedarf.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten hat der Autor in seinem ersten Studienfach Turkologie an der Universität Wien seinen ersten Studienabschluss absolviert. Im Rahmen dieser Ausbildung erwarb er seine Kenntnisse und Fähigkeiten auf dem Gebiet der Osmanistik, vor allem in der Erforschung der Geschichte des Osmanischen Reiches. An der Universität Bamberg wurde er in Folge im Fach Iranistik mit einer frühen Fassung der vorliegenden Studie promoviert. Er hat sich auf diese zweifache Ausbildung eingelassen, weil es ihm von Anbeginn darum gegangen war, eine aus der Osmanistik gewonnene Fragestellung grenzüberschreitend unter Einbeziehung des Standes der in der Iranistik beheimateten „Safavidenforschung“ nicht nur aus zwei unterschiedlichen Quellengattungen, sondern auch auf der Grundlage zweier unterschiedlicher Forschungsstände zu bearbeiten.

Das Verhältnis zwischen diesen beiden bei erstem Hinsehen einander eher nahestehenden, nichts desto weniger von einander sehr abweichenden Disziplinen verdient eine kurze Beleuchtung.

Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentrierten sich viele Forscher des Osmanischen Reiches unterschiedlichen Aspekten dieses politischen, wirtschaftlichen, geographischen und kulturellen Phänomens, das alles in allem ähnlich der benachbarten Habsburger Monarchie durch eine Kontinuität von etwa 600 Jahren geprägt war. Diese Forschungsarbeit erfolgte im Rahmen des Fachgebiets der sogenannten Orientalischen Philologie („Orientalistik“) und war auf dem Zusammenwirken philologischer Expertise in Bezug auf eine sprachliche Kompetenz gegründet, die die Eliten des Osmanischen Reiches selbst als die „elsine-i selâse“, die „drei Sprachen“ benannten, auf deren Grundlage das „Osmanische“, das übernationale sprachliche Medium des gesamten Reiches konstituiert worden war: Türkisch, Persisch, Arabisch. Zwischen den orientalistischen Schwerpunkten „Islamwissenschaft“ und „Turkologie“ sollte sich die Osmanistik alsbald als eine sehr erfolgreiche und diskursstarke Disziplin etablieren. Historische Ansätze wurden mit solchen literatur- und kulturwissenschaftlicher sowie philologischer Natur wenig verknüpft. Neben türkischen galten arabische und insbesondere persische philologische Kenntnisse als unabdingbare Voraussetzungen jeglicher philologischer Forschung.

Vergleichbare Forschungsarbeiten auf der Grundlage des (Neu-)Persischen waren im gleichen Zeitraum ganz anders strukturiert. Die geschichtliche Erforschung Persiens in den ersten Jahrhunderten nach dem Aufkommen des Islams wurde eher als Teil der Kalifatsgeschichte (bis zum 13. Jahrhundert) wahrgenommen, und über mehrere Forschergenerationen hinweg galt die Geschichte des darauffolgenden frühneuzeitlichen Persiens in gut historistischer Manier als zur „islamischen Dekadenzeit“ (die Jahrhunderte nach 1300) gehörig und galt daher als Forschungsgegenstand minderen Werts. Erst im 20. Jahrhundert sollte sich diese Tendenz allmählich und langwierig ändern.

Das galt allerdings nicht für die Erforschung der persischen Literatur im Rahmen der Orientalischen Philologie. Es ist kein Zufall, dass es in den Bereichen von Forschungen über persische Dichtung und osmanistische Themen immer wieder zu Personalunionen kam, als deren Vorbild sicherlich auf den Altmeister Joseph von Hammer-Purgstall verwiesen werden kann. Auch Jan Rypka, der tschechische Verfasser der bis heute als klassisch geltenden „Iranischen Literaturgeschichte“, war ursprünglich turkologischer Osmanist gewesen, bevor er sich endgültig auf sein 1956 in Prag zum ersten Mal erschienenes opus magnum eingelassen hatte (deutsch: Leipzig 1959, englisch: Dordrecht 1968). In dieser Reihe ist auch der langjährige Vertreter der Turkologie an der Universität Wien, Herbert W. Duda, aufzuführen, der noch bis Ende der Sechziger Jahre das 20. Jahrhunderts plausibel darauf beharren konnte, als Osmanist auch für Forschungen zur persischen Literatur zuständig zu sein. Halten wir uns entsprechende Parallelen zu den Großmachtrivalitäten von Briten und Russen im 19. Jahrhundert vor Augen, darf es nicht verwundern, dass aus diesen beiden Ländern schon frühe Tendenzen hervorgingen, die den soeben beschriebenen Forschungslinien im Herzen Europas entgegen liefen.

Heute hat sich nicht zuletzt auch unter Einflüssen nationalgeschichtlicher Forschung aus Iran selbst die „nach-historistische“ Umgangsweise mit der Geschichte Irans und der östlichen Islamischen Welt durchgesetzt, die sich von diesen einstigen osmanistischen Traditionen in der Iranforschung zum Teil sehr weit entfernt hat. Das bringt aber mit sich, dass es bis heute in diesen beiden Ausrichtungen - osmanische und türkisch-republikanische Geschichte einerseits und Geschichte Irans in der islamischen Periode bis zur Gegenwart andererseits - gegenseitige Missverständnisse und mitunter auch blinde Flecken in der gegenseitigen disziplinären Wahrnehmungen gegeben hat.

Walter Posch hat sich als Thema seiner Forschungsarbeit für das 16. Jahrhundert entschieden - eine Periode, die unter der Herrschaft des Großherrn Süleyman I. Kânûnî (Süleyman des Prächtigen) als einer der Höhepunkte der osmanischen Geschichte gilt, und die gleichzeitig in der Geschichte Irans ei-

ne besonders hervorstechende Umbruchzeit markiert: die Zeit der erfolgreichen Etablierung der Dynastie der sogenannten „Safaviden“ (1502-1722 bzw. 1732), in der Iran nicht nur seine heutige topographische Gestalt in Wesentlichen angenommen, sondern auch seine schiitische Identität gefunden und die strukturellen Voraussetzungen für die Modernisierung des Landes in späteren Jahrhunderten erhalten hat.

Kriegerische, diplomatische, soziologische, kulturelle und kommerzielle Interaktionen zwischen Osmanen und Iranern können vom 16. Jahrhundert an den jeweiligen Forschungstraditionen entsprechend sehr unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert werden. Selbst die jeweilige Quellenbasis für derartige Forschungen ist bis vor kurzem je nach Standpunkt sehr unterschiedlich eingeschätzt worden!

Walter Posch ist einer der Wenigen, der nicht nur die Einsicht in die Notwendigkeit der Veränderung dieser Sachlage aufbringt, sondern sich folgerichtig und zielbewusst auch das dafür erforderliche Handwerkszeug und das analytische Verständnis für beide Forschungsrichtungen angeeignet hat. Über theoretische, methodische und sachliche Erkenntnisse hinaus ist er unter anderem auch in der Lage, profunde militärgeschichtliche Fähigkeiten ins Treffen zu führen.

Die um 2000 angefertigte Erstfassung des Textes ist inzwischen mehrfach und gründlich überarbeitet, teilweise sogar neu konzipiert worden. Aus der Sicht von stark strukturgeschichtlich orientierten Lesern mag der Vorwurf geäußert werden, die Arbeit sei möglicherweise doch sehr „deskriptiv“ geraten. Derartigen Einwänden ist entgegenzuhalten, dass aus der Sicht der osmanistischen sowie der einschlägigen „inner“-türkischen Geschichtsforschung die lange Vorgeschichte des Friedens von Amasya (1555), ein kontinuierlicher Krieg von insgesamt 32 Jahren der Osmanen gegen das safavidische (und ketzerische, weil zwölfschiitische) Persien, auf der Basis osmanischer Archivalien und Chroniken bisher intensiv bearbeitet worden ist; seitens der iranistischen Safavidenforscher (und einschlägiger iranischer Historiker) sind diese Arbeitsergebnisse und -stände so gut wie nicht rezipiert worden. Die dahinter stehenden, spezifisch osmanistischen Diskurse, die auf dem Konzept einer mehrhundertjährigen, kontinuierlichen Reichsgeschichte aufbauen, werden bis heute auf der Seite der iranistischen Forschung zum größten Teil ignoriert. Umgekehrt gilt den meisten Osmanisten (und insbesondere den nationalistischen Schulen der Erforschung der Geschichte des Osmanischen Reiches in der Türkischen Republik, die inzwischen weltweit sehr diskursmächtig geworden sind) das Safavidenreich als ein dünner, substanzarmer und zeitlich begrenzter „Aufguss“ des osmanischen Grundmusters - ich verweise hier auf

den klassischen Großmeister der osmanischen Diplomatie Lajos Fekete, der noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts in Studien zur persischen Diplomatie das Ansinnen brüsk zurück wies, irgendwelche Besonderheiten der iranischen Kanzleitradiationen gegenüber den als Modell verstandenen osmanischen Kanzleibräuchen auch nur entfernt anerkennen zu wollen! Hieraus ergibt sich schlüssig, dass durch einen keineswegs konservativen, sondern im Gegenteil innovativen Paradigmenwechsel erst einmal daranzugehen war, ein neues Narrativ der Ereignisse rund um diesen 32jährigen Krieg zu erstellen; beispielhaft hat sich Walter Posch u.a. auf die beiden Jahre 1548 und 1549 konzentriert. Der allein für diesen Zeitraum gewonnene Detailreichtum lässt in der vorliegenden Arbeit erahnen, was von den sich gegenseitig öffnenden Forschertraditionen sowohl aus osmanischer als auch aus safavidischer Perspektive allein quantitativ künftig zu erwarten sein wird, wenn die Forschung erst an größere Zeiträume entlang den neuen Paradigmata herangeführt werden kann! Mithin ist seine Arbeit allen Ernstes als Pfadfindertätigkeit zu verstehen. Es ist einzuräumen, dass derzeit seine Herangehensweise die Arbeit im osmanistischen Kontext stärker bereichern mag als das bei der Safavidenforschung der Fall sein könnte. Die diesbezüglichen Verhältnisse sind auf iranistischer Seite im Augenblick wohl noch „iranozentrischer“, als sich die internationale community der Osmanisten „turkozentrischen“ Sichtweisen verpflichtet fühlt.

Die Entscheidung für die Begrenzung des Zeitraums beruht auf dem Umstand, dass mit dem Übertritt von Alkâs Mîrzâ, des Bruders des persischen Schahs, zu den Osmanen und seiner Resignation am Ende dieser Episode ein besonders eindrückliches, nachgerade dramatisches Ereignis dazu herangezogen werden konnte, den Makrokosmos der politischen und militärischen Verhältnisse in Vorderasien in der Mitte des 16. Jahrhunderts endlich einmal in mikroskopischer Genauigkeit zu ermitteln. Mithin wird deutlich, dass eine eventuelle Forderung nach der Anwendung von übergeordneten Fragestellungen, die aus theoretischen Überlegungen und Ansätzen abzuleiten wären, gerade im vorliegenden Fall nicht angemessen ist. Anhand der Faktenanalyse nicht nur auf der Basis einer neuartig konzipierten Quellenlage, sondern auch vor dem Hintergrund eines neuen und originellen Sets von Untersuchungsansätzen durch die Auflösung der gegenseitigen Isolation von osmanistischen und iranistischen (safavidenkundlichen) Forschungstraditionen ist der allgemeine Ansatz von Walter Poschs Studie eindeutig definiert. Diese Arbeit ist ungeachtet eines möglichen ersten und oberflächlichen Eindrucks keineswegs ein Steinbruch, sondern schon viel eher eine Edelsteinader, deren Abbau sich für alle an dem Thema unmittelbar Interessierte lohnt, ja sogar dringend erforderlich ist.